

HAMMER Flugschriften für neue Kurzprosa

+ VEILCHEN

Herausgegeben von Günther Emig und Peter Engel · Ausgabe 13 · 2017

Mit Beiträgen von Jörn Birkholz · Jan Dohren · Gunter Gerlach · Ronald Glomb · Cornelia Manikowsky ·
Susanne Mathies · Torsten Schäfer · Wolf Senff · Orla Wolf

CORNELIA MANIKOWSKY
DREI PROSASTÜCKE

JAN DOHREN
ZWEI GESCHICHTEN

Gewitterregen

Mitten in der Nacht werde ich von lautem Donner geweckt. Kurz darauf beginnt es zu regnen. Ein Sturzregen geht auf den ausgetrockneten Boden nieder. Das Wasser bildet Pfützen und Rinnsale, die rasch über den Rinnstein ablaufen. Die Luft wird kühl und frisch.

Nach ein, zwei Stunden läßt das Gewitter nach. Hin und wieder ist noch vereinzelt Grollen zu hören, doch der Regen wird immer spärlicher, um schließlich ganz zu versiegen. Noch halten sich die Kühle und das Frische in der Luft. Dann graut der Morgen. Ein fahl schimmerndes Licht erobert den nächtlichen Himmel. Schnell ist er in strahlendes Blau getaucht.

Die ersten Sonnenstrahlen dringen ins Zimmer. Es wird warm. Als ich wenig später das Haus verlasse, ist der Boden bereits getrocknet. Nur vereinzelt lassen sich noch kleine Pfützen finden. Und in der Sonne ist es heiß. Schon rinnt der Schweiß den Körper hinab. Die Luft riecht staubig. Und doch glaube ich, noch ein wenig Kühle und Feuchtigkeit zu spüren.

Möwen am Nachmittag

Jeden Nachmittag schreien die Möwen. Immer um dieselbe Zeit. In großräumigen Kreisen fliegen sie über der Stadt. Vielleicht ist es die Zeit der Müllabfuhr. Doch die Müllabfuhr arbeitet rund um die Uhr, und die Stadt ist groß, viel zu groß für Möwengeschrei. Möwen gehören ans Meer, gehören zu Strand, Ferien und Fischerbooten, zu verträumten Dörfern und romantischen Häfen. Hier ist das Meer kaum zu erreichen, abgeschnitten von der Stadt liegt es hinter Straßen, Hafenbecken und Industrieanlagen. Und doch schreien sie.

Sommerabend

Vögel im Sturzflug. Das harte Keckern einer Elster. Aus der Ferne sind Verkehrsgeräusche zu hören. Hupen, ein Martinshorn. Jetzt kommt es näher, noch näher, entfernt sich wieder. Die Sirene wird leiser, verschwindet. Und doch bleibt der Ton in der Erinnerung.

Dann streicht ein kleiner Wind sanft über erhitzte Haut. Auf dem Gehweg sind Schritte zu hören: Das Schaben des Sandes auf den Platten, das Klacken der Absätze. Ich denke an die verträumten Töne eines Saxophons. Langsam schweben sie durch die Luft.

Am Ende des Forstwegs

Zuckerrüben liegen, Kröten wandern, Hirsche röhren. Es gibt einen Hochsitz, morsch und mit Wegweiser dran. Aber das merkt keiner, denn hier lebt niemand. Falsch. Es gibt eine Bauernfamilie. Mann, Frau, Kind, ein Stall Kühe, ein Feld Weizen, viele Sorgen, der Milchpreis, usw.

Der Bauer fährt mit seinem Traktor über das Feld und ritzt die naß-schwarze Erde auf. Aber abends brennt in der Bauernküche gelbes Licht, das sieht dann doch gemütlich aus.

Und am Waldrand lebt seit kurzem einer aus der Stadt.

Und im Wald und in den Feldern lebt noch etwas anderes.

Der Wald ist ein Mischwald, Eichen, Buchen, Lichtung, Bach. Wenig Sonne, viel Moos, viel Farn. Es gibt Wanderwege. Im Frühling hackt der Specht, im Herbst nicht mehr so. Jetzt ist Frühling.

Auf der Lichtung bewegt sich etwas ganz sacht zwischen den Tannen. Okay, denkt man, ist ein Reh. Ist immer ein Reh, eins von den Waldtäubchen, nie ein Dachs. Es steht jetzt auf der Lichtung, im Sonnenschein, im Löwenzahn. Aber es ist kein Reh, nein, wirklich nicht.

Stattdessen: Schock! Ein gewaltiges Viech, hoch wie der Hochsitz, Wildschweinemähne auf Riesenkopf, Zotteln und Uhuferdern, dunkelgelbe Augen.

Etwas an ihm ist menschlich. Es geht auf zwei Beinen, aber das allein ist es nicht. Rehe, Wildschweine, Uhus verstecken sich, laufen zur Höhle, fliegen zum Nest. Dieses Wesen hier denkt die ganze Zeit nach, das sieht man.

Ja, verdammt, würdest du sagen, wenn du hier wärst: Eine lebende Legende. Ist es das, was du sein möchtest?

Und was macht der Städter am Waldrand hier draußen? Auf dem Briefkasten am Ende des Forstweges steht Sokrates, sonst nichts. Sokrates wohnt im alten Forsthaus, mit offenem Kamin, Kohlezeichnungen an den Wänden, Skulpturen im Garten, schon halb im Wald. Künstlertyp, mit schulterlangen Haaren, schwarz mit grauen Fäden.

Abends steht ein Kater vor der Terrassentür, wer weiß woher. Hat Angst, ist auf dem Sprung. Wochenlang liegt Sokrates jede Nacht auf dem Küchenboden und läßt ihn kommen, bis er Zutrauen faßt.

Sonst kommt niemand.

Was es noch über Sokrates zu sagen gibt: Er führt zwei Strichlisten – Wichtige Fragen, beantwortet, und Wichtige Fragen, unbeantwortet. Und er glaubt an die Natur, ans Wilde. Die Tiefe des Waldes, die Schwere der Erde, die Klarheit des Horizonts über dem Weizenfeld. Das könnte doch der Sinn sein, denkt Sokrates. Ein Teil davon zu werden, alles in sich aufzunehmen, Tiefe, Schwere, Klarheit. Deshalb ist er hier.

Manchmal geht Sokrates zu den Bauern, Milch holen für den Kater. Milch haben sie da.

Später blüht im Hof der Bauernfamilie die Kastanie, auf den Wanderwegen sind Leute mit Hunden und Trinkflaschen.

Und das Wesen läuft herum. Nicht mehr auf der Lichtung und zwischen den Tannen. Es läuft jetzt auf dem Forstweg, auf der Holzbrücke über den Bach, am Waldparkplatz. Es sitzt in der Dunkelheit des Unterstands, lehnt sich in der Dämmerung an den warmen Traktor, geht im roten Licht der Abendsonne auf dem staubigen Pfad zwischen den Feldern spazieren, und von allen Seiten kann man seinen großen Kopf durch die warme Weizenluft pendeln sehen.

Schön sieht das aus, schön und mystisch, wie eine Szene aus einer anderen Welt.

Es steht unter der Kastanie im Hof, es sitzt sogar auf der Terrasse von Sokrates. Es könnte entdeckt werden, aber das passiert nicht.

Das muß ein Mensch sein.

Das ist ein Mensch, natürlich. Aber was soll der Aufzug?

Sokrates heißt Sokrates, weil er ein Grübler ist. Früher war das leicht. Immer neu anfangen, Lust auf alles, die Existenz weit offen, das war Sokrates. Nichtwissen war Puls, Wissen war Tod. Die Rätselhaftigkeit der Welt als Lebensprinzip.

Das ist jetzt anders. Eine von Sokrates' Strichlisten ist leer, die andere voll. Die Zeit wird knapp, und Sokrates sucht Antworten. Wozu es gut gewesen sein soll. Davon muß er wenigstens eine Ahnung bekommen.

Das Problem ist: Die Natur schweigt. Wald, Erde, Horizont, alles bleibt Oberfläche. Sokrates kommt nicht dahinter.

Abends sitzt Sokrates im Gras vor dem Haus, die sonnenwarme Holzwand im Rücken. Schaut auf das Feld, den Wald.

Einmal ist da eine Erinnerung: Noch ein Feld, Dämmerung, Grashüpferzirpen, Kindheit. Sokrates und ein anderer Junge, wie sie sich umkreisen, rempeln, übereinander fallen. Junge Hunde, es sieht aus wie ein Tanz. Könnte es das sein, oder ist das zu banal?

Dann passiert etwas Neues: Das Wesen geht zu den Kühen in den Stall. Zwanzig schwere Kühe, jede in ihrer Box, Augen groß, Wimpern blond, Kiefer mahlend, die Blicke sehr nachdenklich. Eine muht leise, die träumt wohl. Eine wedelt Fliegen weg, eine pißt auch. Alles alter Kuhstallbrauch.

Und dazwischen, in einer leeren Kälbchenbox, das Wesen, der Riesenuhu. Das Wesen stößt ein bißchen mit dem Kopf gegen die Balken, und es beugt sich leicht zur Nachbarkuh herüber, aber das bringt nichts. Von Kühen kannst du Seelenruhe erwarten und Milch, sonst nichts, schon gar keinen Erkenntnisgewinn.

Dann steht der Kater in der Stalltür, wer weiß woher. Den Kühen ist der Kater egal, und umgekehrt ist das auch so. Aber für den Riesenuhu nimmt sich der Kater Zeit. Springt in die Box, schnurrt, streicht um die Beine, drückt das Gesicht in die alten Zotteln, die ganze Katzennummer. Das Wesen streichelt dem Kater den Rücken, der drückt zurück, es ist alles sehr schön.

Aber es ist auch Zeit, die Dinge beim Namen zu nennen: Das Wesen ist ein Mensch, das ist eh schon klar, und es ist Sokrates. Es bringt ja nichts, Fährten auszulegen, denn dies ist keine Schnit-

zeljagd, sondern die Realität, absurd genug. Sokrates ist ein alter Künstler auf dem Land, einsam und auf Sinnsuche, leider vergeblich. Der Wald, das Feld, die Kindheit, die Kühe, das sind keine Antworten, nur Wald, Feld, Kindheit, Kühe. Der Kater könnte eine kleine Antwort sein, aber vor allem will er Milch.

Und die Sache mit dem Kostüm? Schwer zu erklären.

Sokrates fragt jetzt lieber wieder.

Kette war einer, der braun wird

Kette war einer, der braun und blond wird. 28 Grad, Sommerluft, ein Fahrrad ohne Gänge, Oberkörper frei. Er radelt den ganzen Sonntagnachmittag bis zum Meer und zurück, langsam, die Augen zusammengekniffen, die Unterarme auf den Lenker gestützt. Denkt nach. Und wird braun.

Jetzt ist Kette blaß, und die Haare sind dünn.

Kette war einer, der hart ist. Ein Kämpfer mit miesen Ideen. Studentenwohnheim, Nacht, Wodka, paar Jungs, gute Laune. Aber Kette will sich hauen. Duell, jeder einen Schlag, keine Deckung, Nasenbein durch.

Toll, Kette.

Und Kette war einer, der Ziele hat. Schwachsinnziele, aber auch echte. Ein Jahr lang jeden Tag Döner essen, einmal eine Schwarzebumsen. Anwalt werden, reich sein. Kämpfen und denken.

Den Rest habe ich erfolgreich verdrängt. Das sagt man doch so. Eines noch: Kette war jemand, der in Bildern spricht.

Das tut er bis heute.

Und jetzt braucht Kette Geld.

Als ich Student war und Kette traf, glaubte ich, ich wäre einer von denen, die morgens aufstehen, um zu bluten und der Existenz in ihrer Brutalität und Schönheit tief in den Rachen zu schauen. Ich dachte, ich werde eine Weile als Holzfäller arbeiten oder in Damaskus, auf Güterzügen mitfahren und mich in Kneipen schlagen, alles zur Entgrenzung und um ein Mensch zu werden. Was ich gemacht habe: Examen, geheiratet, Marathon gelaufen. Bin eine Weile Ouzo genannt worden, nach dem Schnaps. Damaskus und der Güterzug standen immer auf der Liste, immer ohne Haken.

Weißt du, hatte mein Vater vor dem Studienbeginn zum Abschied durchs heruntergekurbelte Autofenster gesagt, es gibt welche, das sind Raketen. Die brauchen Abschußrampen.

Er hatte damit mich und die Uni gemeint, nicht Kette.

Blabla, klar. Aber es ist mir noch häufig durch den Kopf gegangen. Gerade jetzt, wo Kette wieder da ist.

Ich träume von Kette. Nicht oft, so einmal im Jahr. Und nicht gut. Ich falle im Traum und schreie auch, glaube ich. Das kann eigentlich nicht anders sein.

Es gibt zwei, drei Menschen, die ich immer auf einem seelischen Überwachungsmonitor habe. Aus Selbstschutz, wie eine Ente, die den Hals lang macht, um sofort wegzufliegen, wenn es brenzlich wird. Menschen, bei denen es keine Garantie für mich gibt. Für nichts.

Kette ist auf dem Monitor, klar.

Und jetzt ist es trotzdem passiert.

Kette sieht schlecht aus, älter als er ist. Oder bilde ich mir das ein? Das letzte, was Kette zu mir gesagt hat, war:

Ich hab das tausendmal durchdacht. Es wird gut gehen, vertrau mir.

Das war vor sechs Jahren, abends vor der Uni.

Kette sagt:

Lange nicht gesehen. Was trinkst du?

Das ist jetzt, nachmittags im Urfa-Grill an der Kreuzung. Kette

gibt einen aus, Ayran, selbstgemacht, der beste in der Stadt, klar. Und Kette erzählt.

Hör zu, wie lang' ist das her?

Vor zwei Jahren hat Kette im Containerhafen am Band gestanden. Super Kollegen, aber kannst kein Geld mit verdienen. Und du wirst blöd davon.

Vor drei Jahren war Kette Schachboxer. Wie Kasparow, nur mit Muskeln, verstehst du?

Vor vier Jahren hat Kette nächtelang gepokert, auf US-Seiten. Zweitausend Mäuse im Monat, steuerfrei.

Vor sechs Jahren ist Kette eingebuchtet worden. Davon sagt er kein Wort.

Und jetzt hat Kette einen Plan. Er braucht zehn Riesen, dafür kauft er sich sein Examen und wird Anwalt. Doch noch. Kämpfen und denken, er hat das tausendmal durchdacht.

Du machst auf, ich geh rein. Du wartest im Auto. Hupst einmal lang und fährst weg, wenn einer kommt. Du hupst! Wie bei TKKG. Damit ich mich drinnen verstecken kann.

Klar, Kette.

Ich hab aufgemacht, Kette ist reingegangen. Ich hab im Auto gesessen, und auf dem ganzen Campus war kein Mensch zu sehen. Es würde gut gehen. Kein Sicherheitsdienst, keine Nachtwächter, Kette hat das tausendmal durchdacht. Er holt die Aufgaben raus, wir werden Jahrgangsbeste, Anwälte und reich, alles zusammen. Aber dann ist doch einer gekommen. Kein Sicherheitsdienst, irgendein Hiwi, nicht zu planen. Ich bin weggefahren. Und habe nicht gehupt.

Kette hatte keine Zeit, sich zu verstecken. Und hat sich gehauen. Nasenbein durch, Schädel kaputt, zwei Jahre Knast.

Wie konnte alles so schiefgehen? Ich hab mich das tausendmal gefragt.

Kette trinkt aus, gibt mir eine Karte.

Und sagt: Melde dich.

Und meint: Du sitzt noch im Auto. Hast nicht gehupt. Mach das jetzt!

Oder bilde ich mir das nur ein?

Klar, Kette.



GUNTER GERLACH EIN FALSCHES WORT

Wir küßten uns, und ich bemerkte zum wiederholten Mal, daß unsere Nasen dabei im Wege waren. Wir lösten uns voneinander und sie fragte: »Liebst du mich?«

»Was weiß ich, was morgen ist.«

Sie schob ihre Augenbrauen nach oben. »Ich meine jetzt.«

»Wenn die Wärme in Brust und Bauch bei gleichzeitigen kühlen Beinen ein Zeichen dafür sind. Die Zehen allerdings...«

»Hör auf!«

»... scheinen mir erwärmt.« Ich blickte an mir herab, dachte, es wäre besser, nackt herumzulaufen, um die Aktivitäten des Körpers zu spüren. Ich hütete mich, davon zu sprechen.

Sie senkte ihre Augenbrauen zur Nasenwurzel. »Ich stelle eine einfache Frage und du zerredest alles.«

»Liebe ist ein ziemlich komplexes Gefühl. Die Symptome, die sich bei mir zeigen, könnte man, wenn sie beginnen, auch mit dem Ausdruck von Furcht verwechseln.«

»Furcht? Vor was?« Sie machte einen halben Schritt zurück.

»Vor der Liebe natürlich.« Ich breitete die Hände aus.

»Und warum?«

»Sie verwandelt den Menschen, das weißt du doch. Sie befällt ihn etwa wie ein Virus ...«

»Sie ist eine Krankheit?« Sie schob mich von sich. Die Möglichkeit, sie zu küssen, war an dieser Stelle nicht vorgesehen.

»Schlimmer. Sie verwandelt uns in lebende Tote. Wir geben unser Eigenleben auf und folgen nur noch unseren Trieben. Denn wenn es eine Krankheit wäre, gäbe es ein Gegenmittel, eine Tablette. Man nimmt sie ein, und drei Tage später ist alles vorbei. Aber es ist wie bei einer Erkältung, es gibt kein Mittel. Drei Tage kommt sie, drei Tage steht und drei Tage geht sie.«

Wir standen in der Dunkelheit vor ihrer Haustür. Der Wind ließ meine Hosenbeine flattern, und ich befürchtete diesmal wirklich eine Erkältung zu bekommen.

»Und so ist es auch mit der Liebe?« Sie hob wieder die Augenbrauen.

»Zum Beispiel. Deshalb weiß man nie, was morgen ist. Da kann schon alles vorbei sein.«

»Und deshalb kannst du auch heute deine Liebe nicht erklären.« Sie ging einen Schritt auf ihre Haustür zu. Ich spürte einen Regentropfen auf meiner Nase. Sie ragt so weit aus meinem Gesicht, daß sie ein guter Regensensor ist.

»Vielleicht ist es auch einfach meine Schuld, daß die Nase beim Küssen im Weg ist«, sage ich. Es ist der Versuch eines Themenwechsels. »Meine Nase ist so verdammt groß.«

»Abgesehen davon, daß mir deine Nase gefällt, versuchst du, das Thema zu wechseln. Das geht gar nicht!«

Sie taucht mit der Hand tief in ihre Beuteltasche, um wie immer den Haustürschlüssel zu suchen. Sie kommt mit leerer Hand wieder heraus und schüttelt den Beutel, um nach dem Klappern des Schlüsselbundes zu lauschen.

Ich beiße mir auf die Unterlippe. Wie konnte ich es bloß riskieren, von meiner Nase zu reden. Wo war ich stehen geblieben? Sie sagte zuletzt: »Und deshalb kannst du auch heute deine Liebe nicht erklären.«

Ich muß sagen: »Für mich ist das alles dasselbe: Liebe, Furcht, Krankheit, Regen und Tod.« Ein Satz, der das Thema abschließen könnte, aber da kommt noch etwas.

»Wie paßt der Tod da rein?«, fragt sie.

»Wenn du deinen Schlüssel nicht findest, stehen wir gleich im Regen und holen uns den Tod. Du siehst, alles gehört zusammen.«

»Du willst also mit zu mir in meine Wohnung?«

»Willst du mich im Regen stehen lassen?«

»Ich soll dich mit zu mir nehmen, obwohl du nicht mal sagen kannst, daß du mich liebst?«

Ich erinnere mich an einen Psychologen, der in einer Zeitschrift geschrieben hatte: Wenn Fragen mit Fragen beantwortet werden, führe das immer in eine Katastrophe. Dabei tun Psychologen genau das, sie fragen zurück.

Ich behalte diese Erkenntnis natürlich für mich, denn sie hat endlich ihre Schlüssel in der Jackentasche gefunden, hält das Bündel immer klappernd in die Höhe, so wie es die Fußballfans im Stadion machen, wenn ein Eckball ausgeführt wird. Ich Tor.

Sie dreht sich um, steckt den Schlüssel ins Schloß der Haustür. »Gut«, sagt sie, »wenn du mich nicht liebst, wirst du auch nicht mit mir schlafen wollen.«

»Hattest du das vor?«

»Vielleicht.«

»Wenn mir eine Frau anbietet, mit ihr zu schlafen, sage ich natür-

lich nicht nein. Ich bin ein Mann, ich schlafe mit jeder Frau, die das mit mir will.«

»Wirklich? Jeder?«

»Du weißt doch, die Hormone.«

»Und die treiben dich ohne Ansehen der Person ins Bett.«

»Gut, Männer eher nicht.«

»Aber jede Frau?« Sie hat die Haustür einen Spalt geöffnet und ihren Fuß dazwischen gestellt.

»Nein, nicht wirklich jede. Es muß noch etwas dazu kommen.«

»Und das wäre?«

»Na, diese Erwärmung meines Körpers an bestimmten Stellen – als Ausdruck von Liebe und Furcht.«

»Komm schon«, sagt sie, drückt auf den Lichtknopf im Treppenhaus und steigt vor mir nach oben. Jedesmal führen wir ungefähr diesen Dialog vor ihrer Haustür. Es ist ein Ritual. Diesmal wäre es fast danebengegangen. Ein falsches Wort und du ...



WOLF SENFF GRAMNER, EINE EPISODE VOM WALFANG

Gramner ist ein Kauz, sagte Sut, mitten unter uns, ein Kauz, wem erzähle er das – auf Walfängern tauchen jedesmal verlorene Existenzen auf, keinen Boden unter den Füßen, und schlagen keine Wurzeln. Sie siedeln jenseits von Gut und Böse, versteht ihr, nur strikteste Disziplin hilft ihnen in die Routine des Alltags, erinnert euch, was Melken widerfuhr, unserem Bootswächter.

Gramner modelliert sich seine Welt, sagte Sut, er schüttelt sie sich aus den Ärmeln, er hat das Zeug dazu: Wer ahnt, was in seinem Kopf vorgeht!

Er findet Bilder, sagte Sut, denen sich niemand entzieht. Tief nachts sitzen fünf oder sechs Seeleute um ihn herum, in seine Sätze versunken, nein, eine Erzählung möchte ich das nicht nennen, sagte Sut, und doch entführt er sie in Abgründe und grenzenlose Weiten.

Was sich ereignet, sagte Sut, läßt sich nur bruchstückhaft wiedergeben. Nein, Alkohol spielt keine Rolle. Man möchte das gern glauben, aber nein.

Sie hocken dann mittschiffs, sagte Sut, und Gramner redet, er steigert sich in seine Bilder hinein, er malt sie aus, und ihm ist gleichgültig, wer zuhört und ob überhaupt jemand zuhört, sagte Sut, seltsam, er verliert sich in den eigenen Bildern, er löst sich darin auf.

Neulich sprach er von einem Luft-Ozean. Was für eine Vorstellung, Welch ein Gedankenflug! Wie absurd! Daß die Luft ein Ozean sei, in dem ein Vogel sich bewege wie der Fisch im Wasser, wie komme Gramner darauf, die Luft, sage er, habe gefährliche Strömungen und reißende Wirbel, und wir seien, sage er, urweltliche Ungeheuer tief auf dem Grund dieses Ozeans.

Tief auf dem Grund! Ein absurder Gedanke! Und was stelle er sich vor, das über uns sei? Habe etwa Luft eine Oberfläche wie die Ozeane? Einen Luftspiegel? Und über dem Luftspiegel was?

Luftschlösser, sagte Sut, in denen unsere Phantasie ein Obdach finde und Zuflucht, und einige fühlten sich hingezogen zu diesen Welten, und nein, daran sei nichts verkehrt, nichts verwerflich, keineswegs, der Mensch, was sonst, er müsse sich Schlösser errichten.

Auf festem Grund!, wandte Bildoon ein, ein Schloß auf festem Grund!

Gewiß, sagte Sut, doch was sei das: fester Grund?

Bildoon antwortete nicht.

Dasselbe frage sich Gramner, erklärte Sut, und an welchen Merkmalen erkenne er, daß er auf festen Grund gelangt sei. Gramner habe das Gefühl, nicht dort angekommen zu sein, nie im Leben, niemals, versteht ihr?

Wie sei es möglich, grübelte Sut, daß einer nicht ankomme, zumal im Leben nicht ankomme, er verstehe das nicht.

Thimbleman dachte darüber nicht weiter nach.

Bildoon blieb stumm.

Pirelli legte die Stirn in Falten.

Eldin kämpfte gegen den anhaltenden Schmerz in seiner Schulter.

Im Leben ankommen – aus unüberbrückbarer Ferne mischte sich Tim in das Gespräch –, das bedeute, sagte er, einen Ort zu erreichen jenseits von Macht und Herrschaft.

Susanne trank aus ihrer zierlichen Tasse mit dem Drachennmotiv.

Du kannst dich verschieden aufstellen im Leben, dozierte Tim, doch gib acht, woran du dich bindest.

Daß nun endgültig alles aus dem Ruder laufen werde, fürchtete Sut, die Zusammenhänge waren ihm nicht klar, woher bloß kam jetzt Tim, und weshalb Susanne.

Doch er sah Gramner bedächtig nicken, ganz so, als ob er Tim zugehört hätte und hätte dessen Worte gebilligt.

Susanne? Susanne ist eine elegante Person. Seit einer Reihe von Jahren arbeitet sie als Nachrichtensprecherin. Sie hat einen Sohn, und es heißt, sie leide unter rheumatischen Schmerzen, einer Erkrankung, die den Menschen in unerklärlichen Schüben heim sucht.

Ein Charakter addiert sich aus diesen spärlichen Fakten nicht, keineswegs, Susanne bleibt in der Schwebe, das ist die Lage der Dinge. Niemand wird alles zusammentragen.

Als junges Mädchen hielt sie sich ein Jahr lang in den USA auf, nicht weit von Philadelphia – das sei verbürgt, wußte Sut, er könne davon erzählen.

Der Mensch sehe sich Fragmenten ausgeliefert, sagte Sut, und irrezellos umher. Daran werde kenntlich, sagte er, welche Macht unseren Erzählungen innewohne, und lächelte.



SUSANNE MATHIES DAS VERSCHWINDEN

Zum Mittagessen gab es wieder nur Gemüse, und es war zu einem klumpigen Brei undefinierbarer Farbe zerkoht.

Gertrud schloß die Augen und ließ die warme Masse auf der Zunge zergehen. Als erstes stach die bitterscharfe Süße des Paprikas hervor. Gertrud sah die reifen Früchte vor sich, rot und gelb glänzend, wie Spielzeuge, deren Verwendung man noch herausfinden konnte. So wuchsen sie im Treibhaus, so fand man sie – in Folie eingeschweißt – im Supermarktregal, von Neonlampen angestrahlt.

Gertrud kniff die Augen fest zu – Supermarkt, das war gut, da wäre sie jetzt auch gern. Umgeben von vorwitzigen Wandernden, die ihre metallglänzenden Wagen durch aufgeräumte Regalgänge schoben und überall Unordnung verbreiteten, sich gegenseitig ramnten, die frischen Kartoffeln unter den alten hervorzuheben, so daß die Tomaten daneben auf den Boden rollten, als wollten sie zum Murrspielen einladen. Überall die begehrlchen Blicke nach

Sonderangeboten, voller Sehnsucht, vom Leben doch noch etwas geschenkt zu bekommen. Das Wandern durch den künstlichen Zitronenduft vor der Fischtheke, der den Kunden Frische vorgaukeln sollte, so viel Mühe gaben die sich dort. Überall Schwebemusik, dü dü dit düü, wie ein leichter Rückenwind. Man konnte sich von Gang zu Gang treiben lassen und alles durcheinanderbringen, irgendjemand kam immer und brachte die Sachen wieder in Ordnung, man konnte sich darauf verlassen.

»Schmeckt es dir?«

Gertrud schlug die Augen auf. Ewalds Gesicht auf der anderen Seite des Tisches sah verschwommen aus, aber das lag nicht an Gertruds Augen. Ewald wirkte immer etwas verschwommen. Sie nickte.

»Wenn es dir schmeckt, warum schluckst du es dann nicht runter? Ich sehe genau, daß du es noch im Mund hast.«

Gertrud zwang sich, den Gemüsebrei die Kehle hinunterlaufen zu lassen. Der fade Nachgeschmack ließ das strahlend helle Supermarktbild in ihrem Kopf stumpf und schmutzlig werden. Schade, dachte sie. Gern hätte sie es so behalten, wie es vorher war.

»Ich habe mir doch wirklich Mühe gegeben.« Ewald gab keine Ruhe. »Dieses Gemüse kannst du auch ohne dein Gebiß gut herunterbekommen, ich habe es extra lange gekocht.«

Gertrud nickte noch einmal und schloß wieder die Augen. Das Supermarktlicht reflektierte in den hellen Kacheln. Hinter der Fischtheke stand ein junger Mann mit klaren, blauen Augen und hielt ihr eine silberne Forelle hin, frisch gefangen aus dem Fluß, nur für sie. Draußen, vor ihren geschlossenen Lidern, verschwamm Ewalds Gesicht immer weiter, bis es schließlich im Muster der Tapete verschwand, das wußte sie, ohne hinsehen zu müssen. Es löst sich in Wohlgefallen auf, dachte Gertrud und legte ihre Hände auf den kühlen Griff des Einkaufswagens.



TORSTEN SCHÄFER FÜNF MINIATUREN

Der Zeugenbaum

Scharbockskraut breitet sich um ihn aus, ein labendes Mattgrün, das das Braun der Herbstblätter längst übermannt hat. Krautteppiche umhüllen einen kurvigen Ast, auf dem Käfer Loopings laufen könnten. Er steht dazwischen. Die Sonne hängt in feinem Orange in den Baumkronen über der Straße. Dazwischen die hellgrünen und weißen Punkte der spießenden Buchenblätter, die das Gleißeln des Morgens mir aus der Tiefe des Waldes entgegenschickt. Autos ziehen vorbei, andere Buchen stehen davor.

Er, mein Zeuge, steht in der Mitte von allem, direkt vor mir, wo ich geparkt habe, um ihn zu besuchen. Es ist eine dunkle, alte Buche, vielleicht 150 Jahre alt, die an einem Waldparkplatz nahe der Bundesstraße steht. Ich habe bei ihr gehalten, um das Ritual zu vollziehen, das sich vor vier Jahren eingestellt hat, als ich nach fünfzehn Jahren Abwesenheit in meine Heimatgemeinde zurückkehrte – und damit auch in die Wälder hier. Ich hatte einen großen Mietwagen voller Zeug, kam von Hamburg und wollte eigentlich nur noch an den gedeckten Tisch der kleinen Willkommensfeier, die arrangiert war. Endlich zu Hause, der Satz begleitete mich wie ein Code die ganze Fahrt über, sechs Stunden lang. Und dann bog ich doch noch im letzten Moment ein und suchte nach einem Zeugen,

der dabei sein würde, bevor ich die Tür in eine neue Phase öffnen würde. Wieder ankäme. Der Zeuge sollte ein Baum sein.

Ich stieg aus und sah die Buche, mit ihren senkrechten langen Wuchtsnarben, den faltigen Inseln, kleinen Löchern, den Pocken und Canyons, ihrer ganze Rindenlandschaft, auf der selbst ein Wald wächst: Ein dichter Teppich aus dunkelgrünem Moos, der sich über drei Meter den Stamm entlang zieht und nur selten das gräuliche Grün der Rinde freigibt. Ein Wald auf dem Baum, eine Decke, die ihn schützt, ein Teppich, auf dem ich jetzt meine Hand legte und mir dabei vornahm, manches besser zu machen als früher.

Von Hutzelweg und Habichtsflug

Im Internetlexikon wird sie als Gebirgspaß beschrieben, was ich für etwas übertrieben halte im Fall einer Anhöhe von rund 360 Metern, die eher ein weitgezogenes Hochplateau darstellt – ein wunderbares jedoch, nicht nur, weil hier vor 2000 Jahren die Römer schon Waren herfuhren, von Dieburg und aus dem Odenwald. Die Hutzelstraße und die Gegend rund um die Neutscher Höhe sind eine feine Aussichtsfläche, die der Wind gern gefangen nimmt. Daher stand hier auch das erste Windrad Süddeutschlands.

Von dieser langgezogenen Terrasse wandert mein Blick in alle Richtungen, nirgends stellt sich ihm mehr etwas in den Weg: In der Ferne die Wolkenkratzer Frankfurts mit dem EZB-Turm, in dem ein paar Zahlenmenschen jetzt gerade Tasten drücken, um Europas Finanzen zu regeln und Griechenland zu retten, angeblich. Dann schaue ich zur Pfalz, dem Donnersberg und den Windrädern, die inzwischen zur Landschaft gehören, so wie es die Strommasten tun. Die Senke des Rheins zeichnet sich ab, diesig am Horizont, immer wieder schemenhaft Wälder und viel offenes Land mit langen Häuserflecken, Türmen, grünen Inseln.

Es sind von hier aus, wo ich nun stehe, nur wenige Kilometer in jedes Tal, ins Lautertal, Stettbachtal, Modautal, Mühlal - immer sind es die kleinen Bäche, die die Namen gegeben haben und daran erinnern, daß mit dem Wasser die Namen kommen und das Leben beginnt. Mir wird klar, obwohl ich hier schon oft war, wie zentral dieses Plateau des Odenwalds und der Bergstraße ist, daß hier alle Wege zusammenführen und wieder auseinander gehen. Mir wird jedoch auch bewußt, wie verlassen die Gegend ist, da hier abgesehen von ein paar Höfen und einzelnen Gehöften nichts ist außer Wald, Feld, Windräder und Wegkreuze.

Trauriges Land, wo zwei Landkreise sich berühren

Früher schon, als ich mit meinen Eltern zu meiner Urgroßmutter nach Schönberg fuhr, um in ihrem schiefen Haus, am Fuße des Schlosses, Kakao zu trinken, kam mir dieses Land hier traurig und verlassen vor, spätestens dort, wo Schmalbeerbach und Wurzelbach so tun, als seien sie getrennte Orte. Hier verlaufen keine Grenzen außer der zweier Landkreise und der zwischen Siedlungen und Einsamland. Wenn wir hier durchfuhren, dachte ich, daß nur alte Leute mit weißen Haaren in diesen beiden Dörfern lebten. Und war froh, wenn wir vorbeigefahren waren auf dem Weg nach Schönberg und zu »Erre« und »Hekmit«, den beiden Apfelgrundstücken meines Großvaters, die wir jährlich abernteten oder dort Akazien schlugen für den Holzofen meiner Urgroßmutter.

Am Birkenwasser

Ich habe eben versucht, ein Stück Birkenrinde abzuziehen, und war erstaunt, wie schwer sie es mir macht. Kein Halt haben meine Finger gefunden, um ein erstes kleines Stück anzubrechen und es dann weiterzudrehen; die weißen, narbigen Rinderfenster saßen

fest nebeneinander. Erst sahen sie alt und lasch aus, als ob sie gehen wollten. Mit mir gehen wollten. Aber sie haben sich behauptet, und ich habe aufgegeben.

Ich habe in den vergangenen fünfzehn Jahren bestimmt mehr über Birken gelesen als sie angefaßt. Leicht sei der Baum, hell, ein Pionier auf neuem Boden, schnell im Wachstum und heilsam in der Wirkung, etwa bei Hautekzemen. Das haben sie im Hamburger Kräuterkurs gesagt, und es steht hier im Regal in den Führern. Die Birke vorhin hatte einen anderen Charakter. Sie steht in einem kleinen Auwald, dem Darmbachtal, neben größeren und dunkleren Gesellen, Buchen die meisten. Hat große Birkenschwämme an sich, die ganz gerade von ihr abstehen. Stark, fest, schwarz, das war sie, viel mehr als hell, weiß und voller Aufbruch.

Sie ist eine der wenigen Birken an dem Zusammenfluß kleinerer Bäche, der Birkenwasser heißt und an dem ich das letzte Mal vielleicht vor 20 Jahren war. Wir haben hier mit der Schule Staudämme gebaut, es gab einen offenen, maroden Spielplatz, ausgetretene, sommerwarme Erde, einen Holztisch mit Bänken. Es gab viele Geburtstage, immer mit Staudämmen. Heute ist nur die Aue da, die Spielgeräte sind fort. Ich werde für meine Kinder eine andere Stelle suchen zum Dämmebau. Die Birke besuche ich wahrscheinlich dennoch, weil sie mir untypisch erscheint. Das nehme ich mir zumindest jetzt vor.

Greifvogelschau ohne Schließungszeiten

Wir schauen nach oben und sind in einer Greifvogelschau ohne Schließungszeiten. Rotmilane ziehen pausenlos über die Felder, teils so tief, daß ihr rostfarbenes Gefieder uns matt anglänzt, dazu der gekerbte Schwanz und ihr schwankender und doch erhabener Flug. Turmfalken rütteln über frischer Mahd, lassen sich fallen, um wieder aufzusteigen, käbbeln sich mit einer Krähe und verschwinden wieder in die Weite. Dazu die ewigen Boten, die Bussarde, mit denen wir vor dem Stimbruch Unterhaltungen pflegten. Was sie sagten, wußte ich nie. Aber sie antworteten ohne Zweifel.

Und ein Habichtpaar haben wir vor dem Waschenbächer Wald zuerst gehört mit seinem grellen, zeternden Rufkonzert und dann einen der beiden über dem Nieder-Ramstädter Boschel gleiten sehen, wobei die Habichte als Ansitzjäger keine Gleiter sind. Wie muß ihm oder ihr dieser Versuch vorgekommen sein, der etwas unbeholfen wirkte und nie ins eigentliche Gleiten hineinkam durch neue Anläufe, mit denen sich der große Vogel immer wieder in die Höhe warf, um dann bald wieder abzusinken. Hinter ihm öffnete sich vor unserem Blick die Rheinebene, Eberstadt, Pfungstadt, Ried, dann der Rest. Verbautes Land mit wenigen Geheimnissen, dachte ich oft. Jetzt bin ich gerade nachdenklich und überlege, wo es sich dort zu laufen lohnte.



JÖRN BIRKHOLOZ WO GEHOBELT WIRD

Barbara holte aus und schlug mit voller Wucht auf den Wohnzimmertisch ein.

Das Axtblatt blieb im Holz stecken. Die Tischplatte hatte eine minderwertige Qualität, dachte Peter, während er zusah, wie sie die Axt wieder aus der Platte herauszog, um abermals auf den Tisch einzuschlagen. Kleine Holzstücke segelten durch die Luft. Sie keuchte. Er behielt sie dabei genau im Auge. Nach dem sechsten oder siebten Schlag – vom Wohnzimmertisch war mittlerweile nicht mehr viel übrig geblieben – widmete sie sich dem Fernseher.

»Was ist?«, rief Barbara, als sie das Teil auf den Boden schleuderte, wo es mit einem lauten Krachen zu Bruch ging.

»Nichts«, erwiderte er ruhig, sie weiterhin nicht aus den Augen lassend.

»Wir haben dafür bezahlt, also können wir damit auch machen was wir wollen!«

Erneut holte sie aus und mit nur einem Schlag zertrümmerte sie das Gehäuse. Er bemerkte Schweißperlen auf ihrer Stirn. Lange hatte er sie nicht mehr so engagiert erlebt. Er stellte sich an die Wand.

»Was ist, hast du Angst?«, fragte sie mit einem leicht irren Grinsen.

»Nein, nein, alles gut«, entgegnete er.

»Tu dir keinen Zwang an.« Sie wies zur Schrankwand hin. »Ansonsten nehm ich sie mir vor.«

»Nein, schon gut.«

»Willst du die Axt?« Barbara fuchtelte mit dem Ding vor seiner Nase rum. Automatisch wich er ängstlich zur Seite. Er dachte an seine Tochter, die hatte nächste Woche Geburtstag.

»Nein, nein, behalt die mal ruhig.«

»Feigling«, rief sie, wieder mit dem leicht irren Blick, holte aus und donnerte das Teil mitten in die Schrankwand hinein. Wieder flogen Holzstücke herum, und das alte Geschirr fiel heraus. Er ging noch etwas mehr auf Distanz zu ihr. Barbara bemerkte es.

»Was ist los, mein Schatz, du hast doch nicht etwa Angst vor mir.« Sie lachte schallend.

»Na, ein bißchen Angst bekommt man da schon«, bemerkte er nervös.

Barbara lachte noch schallender und knallte die Axt ein zweites Mal in die Schrankwand hinein. Wie vorhin im Eßstisch, steckte das Blatt fest.

»Scheiße«, rief sie, zerrte und riß, befreite die Axt und warf dabei die komplette Schrankwand um, die darauf laut scheppernd auf den Boden krachte. Sie trat mit dem Fuß dagegen. Ein Stück Holz flog dabei haarscharf an Peters Kopf vorbei.

»Paß doch auf!«, konnte er sich nicht beherrschen. Erschrocken blickte sie ihn an, als wenn sie jetzt erst wieder zu sich kam.

»Hast du was abbekommen?«, fragte sie wie aus einem Traum erwacht.

»Nein, aber es hätte nicht viel gefehlt.«

Mit der Axt in den schwitzigen Händen trat sie auf ihn zu.

»Okay, ich glaube, das sollte für heute reichen«, bemerkte Barbara sichtlich erschöpft und ließ die Axt auf den Boden fallen.

»Ja, ich denke auch, daß es reicht.«

Beide nahmen die Schutzbrillen ab und verließen das Zimmer.

»Na, hat es Ihnen gefallen?«, fragte draußen der Veranstalter.

»Und wie, was Peter?!«, jauchzte Barbara.

»Ja, war schon sehr intensiv«, kommentierte Peter trocken.

»Möchten Sie mit Karte oder bar bezahlen?«

»Bar«, sagte Barbara und übergab dem Veranstalter des Crash-Rooms die vereinbarten zweihundert Euro.

»Danke, und beehren Sie uns bald wieder, aber nicht vergessen, vorher einen Termin zu vereinbaren, wir sind bis Ende des Monats völlig ausgebucht.«

»Ja, sehr gerne, aber nächste Woche haben wir ja noch die Zimmertortenschlacht gebucht, das Geburtstagsgeschenk für unsere Kleine.«

Der Veranstalter scrollte in seinem BlackBerry.

»Ja, stimmt, hier hab ich's, die kleine Maja, fünfter Geburtstag, richtig?«

»Genau.«

»Aber denken Sie dran, Frau Bergmann, Kindergeburtstage mit Tortenschlacht kosten fünfzig Euro extra, wegen der Reinigung des Crash-Rooms.«

»Ja, weiß ich doch, hab's gelesen, kein Problem«, lachte Barbara,

»Es wird Maja bestimmt gefallen. Meinst du nicht auch, Peter?«

»Mit Sicherheit.«

»Okay, dann laß mal los, ich muß zum Yoga.«

»Ja, mein Schatz, soll ich dich hinfahren?«

»Das wäre phantastisch, mein Liebling.«

Peter brachte seine Barbara zum Yoga und dachte später, als er allein war, eine Weile ergebnislos über sein Leben nach.



ORLA WOLF VIER TEXTE

Bedeutung

Plötzlich tauchen Wörter auf. Ganze Sätze. Es sind Aussagen. Manchmal auch Fragen. Den Unterschied erkenne ich. An der Intonation. Alles andere ist mir verstellt. Denn ich verstehe sie nicht. Die Sätze. Obwohl alles in der Sprache formuliert ist, die ich seit jeher spreche. Die Sätze sind klar gebaut. Nach dem mir bekannten Schema. Ich höre sie. Ich durchdenke sie. Und dann vergesse ich sie. Wieder. Weil ich sie nicht greifen kann. Nicht füllen kann. Mit einer Bedeutung. Ich muß also anders vorgehen. Wenn ich mich wieder unterhalten möchte. Ich muß einen anderen Zugang finden. Um die Bedeutung zu entschlüsseln. So nehme ich ein Gerät mit. Das das Gesagte aufnimmt. Ich setze mich in ein Café. Und richte das Mikrofon auf den Nachbartisch. Wo man sich unterhält. Zu zweit. Das Café ist fast leer. Um diese Zeit. Und man spielt auch keine Musik. Im Raum. So daß die Sprache sehr klar sein wird. Auf meinem Band. Und während es läuft, blättere ich (wie beiläufig) in einer Zeitung. Dabei bin ich ganz in den Worten. Des Nachbartischs. Und versuche, sie zuzuspitzen. Auf eine Bedeutung. Aber es gelingt mir nicht. Ich schneide alles mit. Eine halbe Stunde lang. Dann verstaue ich das Gerät. In meiner Tasche. Ich zahle. Und verlasse das Café. Zu Hause höre ich mir das Band an. Wieder. Und wieder. Ich übertrage die Sätze. Die ich höre. Wort für Wort. In geschriebene Sprache. Ich sehe sie durch. Zeile für Zeile. Und versuche, ein System zu finden. Aber noch immer gewinnt nichts an Bedeutung. Dann, beim Zurückspulen des Bands, rückt etwas näher. Es rückt heraus. Aus dem Band. Und stellt sich mir vor. Als eine Möglichkeit. Des Vorgehens. In einem Vorgang. Der ein neuer Zugang ist. Denn die Richtung ist anders: Ich lasse das Band rückwärts laufen. Und schon spricht es. Klar.

Spur

Ich gehe täglich. In den Wald. Ich mag es, Fährten zu lesen. Die Wege hier eignen sich, dies zu tun. Sie sind eben. Und leicht sandig. So daß sich alles gut abzeichnet. Darauf. Ich muß in diesem Wald die Zeit besonders im Blick behalten. Wenn ich ihn absuche. Nach Fährten. Denn hier im Wald herrschen die Gezeiten. Ich habe mir einen Plan erstellt. Für Ebbe. Und Flut. Er hängt an einer Wand. In meinem Haus. So daß ich mich orientieren kann. Jetzt (um 12.48 Uhr) ist Ebbe. Auf den Wegen. Im Wald. Ich bin zeitig losgegangen. Um die Wege so vorzufinden, wie ich sie brauche. Für meine Suche: Frei. Begehbar. Und bereit, Eindrücke aufzunehmen. Auf sandigem Grund. Heute folge ich der Spur eines Zweibeiners.

Es sind Abdrücke, die ich nicht kenne. Der Form nach erinnern sie mich an einen Vogel. Aber ich folge der Spur nun schon seit fast einer Stunde. So wird es kein Vogel sein. Der derart ausdauernd auf den Wegen geht. Vielleicht ist es ein Säugetier. Das heute eine neue Gangart wählte. Um mit versetzten Füßen vorzugeben, etwas ganz anderes zu sein. Plötzlich endet die Spur. An einem Unterstand. Vor dem ich jetzt stehe. Ich sehe mich um. Aber hier ist nichts. Kein Wesen. Ich setze mich. Auf eine Bank. Denn meine Füße schmerzen. In diesen Stiefeln. Ich ziehe sie aus. Und blicke auf Füße, die mich an die eines Vogels erinnern. Dann höre ich das Tosen. Der Wellen. Das steigende Wasser. Die Flut. Ich bin heute sehr weit in den Wald gegangen. Viel weiter als sonst. Auf meiner Spurensuche. Und ich habe währenddessen die Gezeiten vergessen. Schon berührt das Wasser meine Füße. Die auf sandigem Boden stehen. Noch finden sie Halt. Meine Vogelfüße. Doch dann klettere ich schnell. Auf das Dach. Des Unterstands. Und fliege hinauf. In den Wipfel. Der Tanne.

Augen

Man hatte mir davon erzählt. Daß ich sie sehen könnte. Daß sie mich ansehen würden. Und so ging ich. Hinein. Der Raum war ein Kreis. Über mir eine gläserne Kuppel. Und da waren sie. Überall. Augen. Sie steckten im Glas. Sie waren über die Wände verteilt. Bis zum höchsten Punkt der Kuppel. Es waren lebende Augen. Die meinen Bewegungen folgten. Und sich gegenseitig Blicke zuwarfen. So sah ich sie. Sie waren grün. Blau. Braun. In allen Schattierungen dazwischen. Da waren Wimpern. Helle und dunkle. Es gab ganz junge Augen. Sehr alte Augen. Und Augen dazwischen. Als ich näher herantrat, sah ich, daß es kein Glas war. In dem sie steckten. Es war gallertartig. Aber so klar, daß ich zwischen den Augen hindurchsehen konnte. Hinaussehen konnte. Draußen wechselten die Tageszeiten. Mal war es hell. Mal dunkel. Dann dämmerte es wieder. Ich konnte den Sonnenaufgang und ihren Untergang nicht auseinanderhalten. Das Licht war rötlich. Ich sah die Augen an. Jeder Blick erreichte mich anders. Es war stets eine Spannung, die von ihnen ausging. Von einigen eine niedrige. Von anderen eine sehr hohe. Ich spürte das Feld, das sich zwischen uns aufbaute. Es war wie eine Speisung. Eine Einspeisung. Von Strom. Der durch meine Augen in mich eintrat und mich durchfloß. Irgendwann schloß ich meine Augen. Um für einen kurzen Moment innezuhalten. Und als ich sie wieder öffnete, waren alle Augen geschlossen. Ich sah auf ein schlafendes Augenfeld. Einen schlafenden Augenbehang. Und ich bewegte mich leise. Noch näher an den Rand des Raums. Um hinauszusehen. Ich blickte hinaus. Und dort draußen traf ich auf etwas. Ich traf es mit meinen Augen. Und ich wußte nun, daß genau dies, dieses Augentreffen, der Grund meines Hierseins war. Es gibt eine Sehnsucht der Augen. Die ich lange mit einer Sehnsucht verwechselt hatte. Das Sehnen löste sich. Und strömte in das, was ich traf.

Wiederkehr einer Form

Ich lebe. In Kreisen. Ich bewege mich. In Kreisen. Und wenn der Kreis sich schließt, fühle ich mich sicher. Er ist dann ein Bann. Für alles. Da draußen. Für alles, was sich jenseits der Kreislinie bewegt. Der Anfangspunkt ist der Endpunkt. Ist der Anfangspunkt. Deshalb schätze ich den Kreis. Auf der Bahn, die seine Form beschreibt, gibt es zahllose Punkte. Sie stehen für besondere Ereignisse. Und Begegnungen. Im Laufe der Jahre sind auf der Linie viele Punkte entstanden. Und irgendwann begann ich, die Punkte miteinander zu verbinden. Ich nahm ein Lineal. Und zeichnete. Die Verbindun-

gen. So füllte ich das Innere. Des Kreises. Der vorher leer und weiß war. Es ist ein dichtes Netz entstanden. Dieses Netz ist mein Eignetz. Es ist eng verwoben. Und es hält mich. Manchartags falle ich von oben. In den Kreis. Und das Netz hält mich. Und wenn ich von unten dagegen springe, hält es mich ab. Von Dingen, die darüber liegen. Und mich besser nicht berühren. Heute ist etwas aufgetaucht. Einige Meter vom Kreis entfernt. Ich habe es sofort erkannt. Es ist ein Quadrat. Es ist die Wiederkehr des Quadrats. Das ich lange nicht sah. Und bei seinem Anblick spürte ich, wie sehr ich es vermisst hatte. Meine Sehnsucht galt seinen Ecken. In all den Jahren. Und so ging ich. Hinein. Und stieß mich. An.



RONALD GLOMB MINIATUREN VOM LESEN UND SCHREIBEN

Das Buch liegt auf ihrem Nachttisch. Sie sollte es lesen. So viele Empfehlungen und Vorschußlorbeeren für dieses Buch, so viele, die ihr seine Lektüre emphatisch ans Herz gelegt haben. Sie hat es sich extra gekauft, um darin zu lesen. Was ihr mit Büchern nicht so häufig passiert. Sie hat aber keine wirkliche Lust, das Buch jetzt schon zu lesen. Sie fürchtet deshalb die Fragen morgen im Büro, ob sie es denn schon gelesen habe, wie sie es finde und ob sie sich auf die hinten im Buch angekündigte Fortsetzung auch schon freue. Vielleicht später einmal. Aber vorher eine gute Ausrede finden, eine glaubhaft wirkende Ausflucht. Denn einfach darin blättern, mag sie jetzt auch nicht. Irgendwie beginnt sie das Buch zu hassen.

*

Ein Schriftsteller leidet seit Wochen unter einer Schreibblockade. Tag für Tag sitzt er am Schreibtisch vor einem weißen Blatt, das sich nicht füllt. Nachts dagegen träumt er die tollsten Einfälle, wacht davon manchmal auf, gerät in eine euphorische Stimmung und will sich die Einfälle notieren, hat sie aber regelmäßig vergessen, so wie er auch am nächsten Morgen nur noch von der Idee eines Einfalls weiß, nicht aber vom Einfall selbst.

*

Ein Kriminalroman schildert ein bestimmtes Viertel in Paris so eindringlich, daß die Leserin, die vor der Lektüre bereits eine Reise nach Paris gebucht hat, das Viertel dort aufsuchen muß. Mit Staunen und Verwunderung stellt sie bei dessen Inspektion fest, daß der so plastisch beschriebene Platz im Herzen des Viertels noch genau so aussieht wie er auf jeder Seite dargestellt ist – in einem vor mehr als 50 Jahren verfaßten Roman. Es macht sie ein wenig frösteln, daß sie in diesem Augenblick den Toten dort oben auf der Balustrade entdecken könnte, dem ein Brotmesser mit schwarz lackiertem Holzgriff tief im Leib steckt. Sie kann erleichtert aufatmen, ist aber zugleich auch eine Spur enttäuscht.

*

C. soll an einem neuen Buch arbeiten. Aber niemand weiß, wie das Buch heißen soll, wovon es handelt und wann es erscheinen wird. Genau genommen ist es unsicher, ob C. überhaupt noch lebt. Er wurde seit 20 Jahren nicht mehr in der Öffentlichkeit gesehen. Schon damals wurde darüber spekuliert, daß es sich bei C. um ein

raffiniertes Verlagspseudonym handeln könnte.

*

Die Erlesenheit seiner Bibliothek genoß unter Bibliophilen und Bibliomanen einen geradezu legendären Ruf. Seinen ihm väterlicherseits hinterlassenen unermeßlichen Reichtum (er war Erbe eines weltweit verzweigten Tankstellen-Imperiums, welches er rasch und meistbietend an Konkurrenten abgab) hatte er unverzüglich genutzt, um Kostbarkeiten der deutschen Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts in Erstausgaben und Handschriften zu sammeln. Fortan verbrachte er ganze Tage und Nächte zwischen Regalen aus funkelndem Mahagoniholz, lesend, vergleichend, studierend in einer lichtgedämmten Bibliothek mit die Geräusche dämpfenden Orientteppichen und einem Diwan mit vergoldetem Beistelltisch, Erwerbungen aus den Basaren von Damaskus und Istanbul. Als der Bücherliebhaber hochbetagt gestorben war, wurde bekannt, daß er alles der Stadt- und Landesbibliothek seiner Heimatstadt vermacht hatte. Eine beispiellos noble Schenkung, doch wie groß war das Erstaunen und danach auch die Enttäuschung, als sich bei vorsichtiger erster Inspektion der literarischen Werke herausstellte, daß ausnahmslos jeder Band nur leere Seiten zwischen den Buchdeckeln barg. Sein Besitzer, dieser leidenschaftliche Leser (ein mindestens so leidenschaftlicher Leser wie Sammler) müsse jedes einzelne Exemplar, so die Schlußfolgerung, buchstäblich ausgelesen haben.



DIE AUTOREN

Jörn Birkholz, 1972 in Bremen geboren, ist Historiker. Er veröffentlichte die Bücher »Deplatziert« (2009) und »Schachbretttage« (2014) und publizierte Prosastücke u. a. in den Literaturzeitschriften »sterz«, »Lichtungen« und »Krautgarten«. – Gunter Gerlach wurde 1941 in Leipzig geboren und lebt in Hamburg. Er schreibt vor allem Kriminalromane. – Jan Dohren, Jahrgang 1981, lebt in Hannover und arbeitet als Rechtsanwalt. – Ronald Glomb wurde 1957 in Bremen geboren und lebt in Potsdam; im letzten Jahr erschien sein Gedichtband »Ayers Rock«. – Die Hamburgerin Cornelia Manikowsky, Jahrgang 1961, brachte 2011 im Schiler Verlag (Berlin/Tübingen) ihren Prosaband »Die Mutter im Sessel im Krieg« heraus. In diesem Jahr erschien in der Edition Hammer + Veilchen ihre Prosasammlung »und an die Liebe denke ich«. – Susanne Mathies, 1953 in Hamburg geboren, lebt als Unternehmensberaterin in Zürich. Sie schreibt Gedichte, Kurzgeschichten und Romane. – Torsten Schäfer, 1977 in Darmstadt geboren, hat an der Hochschule seiner Heimatstadt eine Professur für Journalismus inne, schreibt Naturreportagen und verfaßt Prosastücke und Lyrik. Sein Gedichtband »Schmallert« erschien 2012. – Wolf Senff, 1949 in Buchholz in der Nordheide geboren und in Hamburg lebend, veröffentlichte 2016 seine Erzählung »Scammon und der Wal«. – Orla Wolf wurde 1971 in Düsseldorf geboren und lebt als Autorin, Filmemacherin und Künstlerin in Berlin. Zu ihren Werken gehören die Bücher »Temporäre Zone«, Gedichte & Fotografien, edition fza, Wien, 2017 und »Unter Insekten«, Kurzprosa, Edition Hammer + Veilchen, Hamburg, 2016, ferner die Kurzfilme »Transit« und »Todesarten«.

Hammer + Veilchen. Flugschriften für neue Kurzprosa. Herausgegeben von Günther Emig und Peter Engel. Erscheinen 4 Mal im Jahr, und zwar zum 15. März, 15. Juni, 15. September und zum 15. Dezember; im Fall von Vollmond einen Tag später. E-Mail: Redaktion@Hammer-und-Veilchen.de. © 2017 für die Texte bei den Autoren. Die Ausgaben eines abgeschlossenen Jahrgangs erscheinen jeweils als »Jahrbuch« (bisher für 2014, 2015 und 2016). Angegliedert ist die »Edition Hammer + Veilchen« mit bisher sechs Buchausgaben. Weitere Informationen auf der Internetseite www.Hammer-und-Veilchen.de.